

Der Beginn der Multipolarität

Die ersten Risse in der unipolaren Welt traten nicht in Europa, sondern in der Karibik auf. Wie Moskaus Schachzug im Jahr 2008 Washington überraschte.

3. Dezember 2025 | John Mearsheimer

Die Anwesenheit russischer Kriegsschiffe in venezolanischen Gewässern markiert das Ende der Monroe-Doktrin und den Zerfall der unangefochtenen globalen Dominanz der USA. Dies ist das Ergebnis einer strategischen Überdehnung der USA, der NATO-Erweiterung und der Instrumentalisierung wirtschaftlicher Sanktionen seit dem Ende des Kalten Krieges. Jetzt empfiehlt sich strategische Zurückhaltung und eine Konzentration auf die regionale Hegemonie in der westlichen Hemisphäre anstelle einer nicht nachhaltigen globalen Dominanz.

Ich habe meine gesamte Karriere damit verbracht, zu untersuchen, wie Imperien entstehen und wie sie untergehen. Aber was ich im Dezember 2008 in der Karibik gesehen habe, hat alles verändert. Keine Meinung, keine Theorie, sondern eine Tatsache, eine strategische Realität. Russische Kriegsschiffe haben nicht nur venezolanische Gewässer besucht. Sie haben eine Grenze überschritten, die Washington zwei Jahrhunderte lang für unantastbar hielt. Die Monroe-Doktrin, die Idee, dass diese gesamte Hemisphäre implizit den USA gehört, nun, diese Doktrin ist auf See gestorben. Und die meisten Amerikaner wissen noch nicht einmal, dass dies geschehen ist.

Was sich dort abspielte, war keine Machtdemonstration. Es war keine Positur, es war ein Urteil. Ein Signal, dass die Welt, die wir nach 1991 aufgebaut haben, eine Welt, die ich seit Jahrzehnten analysiere, endlich zerbrochen ist. Die Frage ist nicht, ob Amerika dies kommen sah. Das haben wir. Die eigentliche Frage ist viel unangenehmer: Warum haben wir dazu beigetragen, genau den Moment zu schaffen, den wir befürchtet haben?

Russische Zerstörer vor der Küste Venezuelas, gemeinsame Manöver, Militärverbote, Lächeln für die Kameras. CNN bezeichnete dies als provokativ. Das Pentagon warnte vor destabilisierenden Aktivitäten. Aber darum ging es nicht. Dies war keine russische Aggression. Dies war die Reaktion Russlands nach drei Jahrzehnten der NATO-Erweiterung, nach Sanktionen, nach farbigen Revolutionen, nach Versuchen eines Regimewechsels. Russland tat das, was jede Großmacht tut, wenn sie in ihrer eigenen Nachbarschaft in die Enge getrieben wird. Es suchte sich unsere Nachbarschaft aus und kam ruhig und bewusst, ohne um Erlaubnis zu fragen, denn die internationale Politik kümmert sich nicht um unsere moralische Sprache. Sie spricht nur eine Sprache, die Sprache der Macht. In dem Moment, als diese Schiffe vor Anker gingen, fragten sie Washington: Wenn die NATO bis an die Grenzen Russlands expandieren kann, warum kann Russland dann nicht bis an die Grenzen Amerikas expandieren?

Eine einfache Frage, eine gefährliche Frage.

Eine Frage, die niemand in Washington beantworten möchte, die jedoch das Ende von etwas Größeres markiert, nämlich das Ende des Glaubens, dass die Vorherrschaft Amerikas der natürliche Zustand der Welt ist.

Ich habe jahrelang davor gewarnt. Und nun ist es soweit, nicht als Vorhersage, nicht als Hypothese, sondern als Realität, und die Realität spricht eine deutlichere Sprache als jede Rede, jeder Vertrag oder jede Warnung es jemals könnte. Hier beginnt also die wahre Geschichte.

Wie zerstört eine Supermacht versehentlich das Imperium, das sie aufgebaut hat? Dieser Moment in der Karibik hat nicht die Stärke Russlands offenbart, sondern unsere eigene strategische Blindheit. Und wenn wir verstehen wollen, was passiert ist und was als Nächstes kommt, dann müssen wir zurück zum Moment von 1991, zurück zu dem Moment, als wir glaubten, wir hätten die Geschichte selbst gewonnen.

Und von diesem Moment an hatte unser Niedergang bereits begonnen. Als die Sowjetunion 1991 zusammenbrach, glaubten die meisten Analysten in Washington, wir hätten den sichersten Moment in der amerikanischen Geschichte erreicht. Wir standen allein als einzige Supermacht der Welt da. Keine Rivalen, keine gleichwertigen Konkurrenten, keine ideologischen Alternativen. Der Kalte Krieg war vorbei, der Kampf war beendet.

Und wie Francis Fukuyama in seiner berühmten Erklärung sagte, war die Geschichte selbst zu Ende, aber die Geschichte endet nicht. Sie wartet, sie berechnet neu, sie beobachtet, ob der Sieger etwas aus dem Sieg lernt. In jenen Jahren war die vorherrschende Meinung in Washington einfach: Die Macht Amerikas war nicht nur dominant, sie war moralisch dazu bestimmt, zu bleiben. Unsere Ideologie war also gerecht, unser Wirtschaftsmodell war universell, unser Militär war unangefochten.

Anstatt also eine neue Sicherheitsarchitektur aufzubauen, die Russland einbezog, schufen wir eine Ordnung ohne Russland, eine Ordnung gegen Russland. Wir erweiterten genau das Bündnis, das geschaffen worden war, um die Sowjetunion in Schach zu halten, auch nachdem die Sowjetunion nicht mehr existierte. Dieses Bündnis war die NATO. Und die Erweiterung wurde zur Gewohnheit. Polen, Ungarn, die Tschechische Republik, dann die baltischen Staaten, Rumänien, Bulgarien – jede Erweiterung wurde mit denselben Worten verteidigt: „Wir verbreiten Stabilität, wir schützen die Demokratie, wir sichern Europa.“

In Moskau sah man das jedoch ganz anders. Dort sah man darin eine Einkreisung, einen sich immer enger schließenden Ring amerikanischer Militärmacht, der sich jedes Jahrzehnt weiter den russischen Grenzen näherte.

Und hier ist die unbequeme Wahrheit: Russland hat uns von Anfang an gesagt, dass dies passieren würde, nicht nur einmal, nicht stillschweigend, sondern offen. Boris Jelzin warnte die Clinton-Regierung, dass eine Erweiterung der NATO für Generationen Misstrauen säen würde, dass Russland dies als Feindseligkeit interpretieren würde, auf die jede russische Regierung, ob liberal oder autoritär, reagieren müsste.

George Kennan, der Architekt der Eindämmungspolitik, bezeichnete dies als die schicksalhafteste Ära der amerikanischen Politik in der gesamten Zeit nach dem Kalten Krieg. Er sagte, dies würde Russland von einem potenziellen Partner zu einem dauerhaften Gegner machen. Aber diese War-

nungen wurden ignoriert, denn wer glaubt, die Geschichte sei auf seiner Seite, hört auf zuzuhören. Und wenn man aufhört zuzuhören, hört man auf, strategisch zu denken.

Sehr große Mächte akzeptieren keine rivalisierenden Allianzen, die an ihre Grenzen drängen. Weder Russland, noch China, noch die USA. Stellen Sie sich vor, China würde ein Militärbündnis mit Mexiko und Kanada eingehen und dann mit Ausbildungsmisionen im Golf von Mexiko beginnen. Würde Washington das tolerieren? Würde CNN das als normale geopolitische Entwicklung bezeichnen? Natürlich nicht. Wir würden es als feindselig, provokativ und inakzeptabel bezeichnen, weil es unseren Einflussbereich verletzen würde. Es würde unsere Sicherheit gefährden. Es würde eine unsichtbare Grenze überschreiten, die jede Großmacht mit allen Mitteln verteidigt.

Russland sieht die NATO genau so. Diese Realität zu ignorieren, war kein moralischer Fehler. Es war ein strategischer Fehler, ein gefährlicher Fehler. Wenn die NATO-Erweiterung eine Säule der Arroganz nach dem Kalten Krieg war, dann wurde der Wirtschaftskrieg zur zweiten: Venezuela, Iran, Irak, Libyen, Kuba, Nordkorea.

Wir haben Wirtschaftssanktionen nicht als letztes Mittel betrachtet, sondern als politisches Instrument erster Wahl. Wir haben den Dollar, das Bankensystem, den Zugang zu globalen Krediten und Technologieexporte als Waffen eingesetzt und geglaubt, dass diese Nationen unter diesem Druck irgendwann zusammenbrechen und sich der amerikanischen Führung unterwerfen würden. Aber es kam anders.

Sie passten sich einander an, bildeten Überlebensnetzwerke, Energiepartnerschaften, Vereinbarungen zum Informationsaustausch, technologische Workarounds und bauten langsam ein paralleles System auf, in dem die Zustimmung der USA nicht mehr erforderlich war.

Das war der Beginn der Multipolarität. Der entscheidende Punkt ist folgender: Die Welt rebellierte nicht aus Wut, sondern reorganisierte sich aus Notwendigkeit, weil wir eine Ordnung geschaffen hatten, die nicht auf Zusammenarbeit, sondern auf Gehorsam beruhte. Und wenn Gehorsam unmöglich wird, wird Widerstand unvermeidlich.

Was wir heute in Venezuela, in der Karibik, am Schwarzen Meer und am Persischen Golf sehen, sind keine vereinzelten Ausbrüche von Widerstand. Es handelt sich vielmehr um strukturelle Reaktionen auf eine Strategie, die auf Dominanz statt auf Inklusion basiert. Diese Geschichte beginnt 1991 mit Überheblichkeit, Selbstvertrauen und einem Sieg, der nicht hinterfragt wurde. Das war der Moment, in dem die Macht der USA ins Stocken geriet und die Geschichte ihren Lauf wieder nahm.

Russland stieg nicht durch Ideologie wieder auf, es tauchte nicht durch Reden, Manifeste oder Slogans wieder auf, sondern durch Druck, durch Notwendigkeit, durch die Regeln, denen sich Großmächte niemals entziehen können. In den 1990er Jahren war Russland gebrochen, wirtschaftlich bankrott, politisch instabil, militärisch gedemütigt. Westliche Analysten bezeichneten es als eine besiegte Macht, eine Macht, die Jahrzehnte brauchen würde, um wieder eine Rolle zu spielen. Einige behaupteten sogar, es sollte als ein kontrollierter Staat behandelt werden, eine Nation, die von westlichen Institutionen, Finanzwächtern und politischer Aufsicht geleitet wird. Aber Großmächte lassen sich nicht an der Leine halten. Sie lernen, sie passen sich an, sie warten.

Und Anfang der 2000er Jahre begann Russland genau das zu tun: Die Energiepreise stiegen, die staatliche Kontrolle wurde verschärft, die Führung konsolidiert, die Militärausgaben kehrten zu-

rück, und langsam und still begann Russland, sich auf eine Welt vorzubereiten, in der es nicht als Partner, sondern als Problem behandelt werden würde. Die Botschaft lautete: „Wenn Washington sich weigert, uns zu integrieren, muss es mit uns konkurrieren.“ Nicht global, nicht überall, sondern strategisch genau regional.

Die eigentliche Geschichte beginnt jedoch, als der Druck der USA nicht mehr direkt auf Russland, sondern auf andere Staaten ausgeübt wurde, denn dieser Druck schuf keine Schwäche, sondern Chancen. Venezuela wurde zu einer dieser Chancen. Als Hugo Chávez 1999 an die Macht kam, tat er etwas, das Washington als unverzeihlich ansah: Er stellte die Vorstellung in Frage, dass das venezolanische Öl dazu da sei, amerikanischen Interessen zu dienen. Er leitete Gelder in Sozialprogramme, Gesundheitswesen und Bildung um und knüpfte Beziehungen zu Kuba. Er sprach offen über Lateinamerika, ohne Washington im Mittelpunkt, was ihn allein zum Ziel machte.

Zuerst kam diplomatischer Druck, dann Medienkampagnen, dann wirtschaftliche Maßnahmen, dann der Putschversuch im Jahr 2002. Er dauerte siebenundvierzig Stunden und scheiterte. Aber von diesem Moment an veränderte er alles.

Caracas verstand die Absichten Washingtons, und Moskau verstand etwas noch Wichtigeres: dass Venezuela zu einem geopolitischen Trumf werden könnte, nicht als Freund, nicht als ideologischer Verbündeter, sondern als Fallstudie, als Ort, an dem Russland seine Strategie außerhalb seiner eigenen Nachbarschaft testen könnte.

Je mehr Washington den Druck erhöhte, desto deutlicher wurde diese Chance. Wir verhängten Sanktionen gegen venezolanische Beamte, dann gegen Banken, dann gegen Ölexporte. Wir schnitten sie von den Kreditmärkten, von Ersatzteilen, von Medikamenten und von internationalen Investitionen ab.

Und Washington erwartete einen Zusammenbruch. Aber der Zusammenbruch blieb aus. Stattdessen wandte sich Chávez nach außen und suchte Hilfe. Und Moskau hörte zu. Russische Berater begannen, Ölgesellschaften wie Rosneft zu besuchen, halfen bei der Reparatur beschädigter Anlagen und steigerten die Produktion. Militärtechniker trafen ein, die Zusammenarbeit der Geheimdienste wurde vertieft, es folgten Schulungen und schließlich eine Präsenz der Marine. Was Washington für den Anfang vom Ende hielt.

Venezuela integrierte sich schließlich in ein Netzwerk von Staaten, die alle von derselben Seite unter Druck gesetzt worden waren. Das ist der entscheidende Punkt. Wir haben Venezuela nicht isoliert. Wir haben es in ein wachsendes System von Ländern eingebunden, die von den USA sanktioniert wurden und keine andere Wahl hatten, als Alternativen aufzubauen.

Da änderte sich die Strategie. Die Frage lautete nicht mehr „Wie bestrafen wir Venezuela?“, sondern „Wie überlebt Venezuela uns?“ Und Russland bot eine Antwort. China bot eine andere. Der Iran stellte Instrumente zur Umgehung von Sanktionen zur Verfügung. Kuba teilte Geheimdienstinformationen und regionale Fachkenntnisse. Das war keine Allianz. Es war ein Ökosystem des Überlebens, eine parallele Struktur, die sich langsam unter der Oberfläche der amerikanischen Politik bildete, ein Gegengewicht, ein Druckventil, ein Raum außerhalb des Hauses, von dem Washington glaubte, es habe es verschlossen. Und als Washington versuchte, das Schloss zu verstärken, wuchs dieses Ökosystem nur noch schneller.

Jede Sanktion schuf eine neue Verbindung. Jede Blockade schuf eine neue Umgehungsmöglichkeit. Jede Drohung schuf einen neuen Anreiz zur Zusammenarbeit. Washington sah Gegner, Moskau sah Muster. Das ist der Unterschied zwischen Taktik und Strategie. Hier ist der entscheidende Punkt: Russland hat den Einfluss der USA nicht mit überlegener Gewalt besiegt. Es hat ihn besiegt, indem es in die Lücken vorgedrungen ist, die die amerikanische Überdehnung geschaffen hat. Als wir Venezuela isolierten, bot Russland Zugang, als wir die Exporte stoppten, öffnete Russland Kanäle. Als wir versuchten, Caracas zu brechen, gab Moskau ihm gerade genug Lebensadern, um sich über Wasser zu halten. Und in dem Moment, als Venezuela wieder auf eigenen Beinen stand, war es nicht mehr verwundbar und wurde nützlich. Nützlich für Russland, nützlich für China, nützlich für jeden Staat außerhalb der amerikanischen Wirtschaftsordnung.

So entstehen Großmächte: nicht indem sie um Erlaubnis bitten, nicht indem sie Reden halten, sondern indem sie erkennen, wo sich die Welt verändert, und handeln, bevor andere dazu bereit sind. Als folglich russische Kriegsschiffe in venezolanischen Gewässern eintrafen, war das keine Ankunft, sondern das Ergebnis, der letzte Schritt einer Jahrzehntelangen Veränderung, von der Washington annahm, dass sie niemals eintreten würde, die aber dennoch eintrat. Und sie begann in dem Moment, als Venezuela erkannte, dass es in Washington kein Überleben geben würde. Es würde in den Rissen des Systems zu finden sein, das wir aufgebaut hatten und von dem wir glaubten, dass noch niemand ihm entkommen könnte.

Sie haben es Schritt für Schritt getan, und jetzt stehen sie nicht mehr allein, sondern zusammen. Und so beginnt, ob es uns gefällt oder nicht, die Multipolarität. Wenn ich einen Moment, einen genauen Moment benennen müsste, in dem die westliche Hemisphäre aufgehört hat, zu den USA zu gehören, dann wäre das kein Vertrag, keine Rede und kein Gipfeltreffen. Es wäre ein Schiff. Eine russische Flotte, die 2008 in venezolanischen Gewässern vor Anker ging. Keine Reden, keine Flaggen, keine Forderungen, nur die Ankunft, eine stille Ankunft. Das war das erste Mal seit dem Kalten Krieg, dass Russland Streitkräfte in die westliche Hemisphäre entsandt hatte.

Und hier kommt der wichtige Teil: Wir haben es nicht verhindert, nicht weil es uns egal war, sondern weil wir es nicht verhindern konnten, ohne eine Eskalation zu riskieren. Während unsere Aufmerksamkeit bereits zum ersten Mal seit Jahrzehnten zwischen dem Irak, Afghanistan und der NATO-Erweiterung in Osteuropa geteilt war, zögerte Washington, und Zögern ist das aufschlussreichste Signal in der Geopolitik.

Diese Schiffe feuerten keine Waffen ab, das mussten sie auch nicht. Sie sendeten eine andere Botschaft: „Wenn die NATO in der Nähe von St. Petersburg stehen kann, können wir in der Nähe der Karibik stehen.“

Das war keine Aggression, das war Symmetrie. Die Sprache der Macht, ohne Worte gesprochen, Präsenz ist Macht. Und Russland hatte gerade bewiesen, dass es seine Präsenz in den Einflussbereich Amerikas projizieren konnte, ohne um Erlaubnis zu fragen. Es war ein subtiles Ereignis, das in den Nachrichten kaum Beachtung fand und als politisches Theater abgetan wurde. Aber in der internationalen Politik sind die stillsten Schritte oft die transformativsten. Dieser Hafenbesuch war kein militärisches Manöver. Es war eine Beerdigung, eine Beerdigung der Monroe-Doktrin. Zwei Jahrhunderte lang prägte die Monroe-Doktrin die amerikanische Strategie. Sie erklärte, dass die westliche Hemisphäre für externe Großmächte tabu sei, aber Doktrinen leben nur so lange, wie die Macht besteht, sie durchzusetzen.

Und 2008 zeigte Russland etwas, womit Washington nie gerechnet hatte: dass unsere Doktrin unsere Abschreckung überdauert hatte. Die Geografie garantierte keine Sicherheit mehr, Entfernung bedeutete nicht mehr Isolation, und Ozeane waren keine Barrieren mehr, sondern Korridore. Die Karibik, einst als Amerikas privater Hinterhof angesehen, war nun eine Bühne, auf der andere Mächte ohne unsere Zustimmung auftreten konnten.

Hier liegt die strategische Ironie: Wir beobachteten Russland in der Karibik und behandelten es als symbolischen Schritt, als Geste, als Show. Aber Symbolik spielte keine Rolle, denn Präsenz spielte eine Rolle, und Präsenz kann nicht geleugnet werden, sobald sie einmal vorhanden ist. Man kann eine Rede in Frage stellen. Man kann eine Erzählung leugnen, man kann eine Doktrin ablehnen, aber man kann ein Schiff nicht leugnen, das bereits vor der eigenen Küste vor Anker liegt. Es brauchte keine Waffen. Es musste nur existieren. Von diesem Moment an änderte sich die Logik der westlichen Hemisphäre. Sie hörte auf, Eigentum zu sein, und wurde zum Streitobjekt.

China kam mit Investitionen in Billionenhöhe, Versprechen, Häfen, Eisenbahnen, Bergbau, Projekten und digitaler Infrastruktur. Der Iran kam mit Treibstoff, als Venezuela keinen mehr hatte. Die Türkei kam mit Handelsnetzwerken. Kuba steuerte Geheimdienstinformationen bei und Russland trug alles bei.

Die USA boten Technologie, Waffen, militärische Zusammenarbeit, diplomatische Deckung, aber keine Freundschaft. Und das ist der entscheidende Punkt. Dies war keine ideologische Allianz, sondern eine Allianz der Notwendigkeit, ein Netzwerk von Staaten, die innerhalb der amerikanischen Wirtschaftsordnung nicht mehr überleben konnten. Also bauten sie langsam und still Stück für Stück eine neue Ordnung auf, unter genau der Doktrin, die sie einst ausgeschlossen hatte im Versuch, unsere Rivalen zu isolieren. Wir zwangen sie, sich gegenseitig zu finden, indem wir versuchten, Druck auf sie auszuüben. Wir halfen ihnen, Alternativen zu finden. Jede Sanktion wurde zu einer Brücke. Jede Blockade schuf einen Umweg. Jeder Versuch, sie in die Enge zu treiben, gab ihnen einen Grund, gemeinsam zu denken.

Das ist in Venezuela geschehen. Das ist in der Karibik geschehen. Das ist im Schwarzen Meer und im Persischen Golf geschehen. Und bald könnte es auch im Südchinesischen Meer geschehen.

Bei der Beerdigung der Monroe-Doktrin gab es keine Rede, keine Hymne und keine Flagge auf Halbmast. Es wurde lediglich ein Anker in karibischen Gewässern geworfen. Nicht, um einen Krieg zu beginnen, sondern um zu zeigen, dass eine neue Art von Krieg nicht mehr geführt werden muss, um gewonnen zu werden. Denn manchmal reicht es schon, dort anzukommen, wo die andere Macht glaubte, dass man niemals stehen könnte. Und sobald man dort steht, ist die Welt für immer verändert.

Imperien fallen selten, weil sie besiegt werden, sondern weil sie nicht mehr zuhören. Und genau das ist den USA nach dem Kalten Krieg passiert. Wir glaubten, Macht sei dauerhaft. Wir glaubten, der Sieg sei endgültig. Wir glaubten, die Geschichte habe bereits Partei ergriffen, und zwar für immer für uns. Dieser Glaube führte zu etwas Tödlichem: strategisches Selbstvertrauen ohne strategische Neugier. Wir fragten nicht mehr, was andere Staaten brauchen. Wir gingen einfach davon aus, dass sie sich uns anpassen würden. Diese Annahme kostete uns mehr, als wir ahnten, denn während Washington die NATO erweiterte, Gegner sanktionierte und seinen Einfluss durch Zwang ausweitete, beobachteten andere Nationen uns und lernten daraus. Sie sahen, wie die USA den Irak besetzten.

Sie sahen, wie die USA Druck auf den Iran ausübten. Sie sahen, wie die USA Regierungen in Afghanistan und Libyen stürzten. Sie sahen, wie die USA sich in Wahlen in Lateinamerika und Osteuropa einmischten. Sie sahen, wie die USA Wirtschaftskrieg als routinemäßiges Instrument der Außenpolitik einsetzten, und eine Schlussfolgerung wurde unvermeidlich.

Wenn das Führung ist, dann ist es Führung, die auf Angst basiert. In der internationalen Politik geht es Staaten vor allem um zwei Dinge: ihr Überleben und ihre Autonomie. Nicht Demokratie, nicht Ideologie – Überleben und Autonomie. Und wenn ein Staat seine Autonomie bedroht sieht, wird er Widerstand leisten, selbst wenn dieser Widerstand harte Sanktionen oder Isolation bedeutet. Er wird Partner suchen. Er wird Alternativen ausloten, er wird seine Wirtschaft neu organisieren. Er wird kurzfristige Schmerzen in Kauf nehmen, um seine langfristige Souveränität zu bewahren. So hat sich Russland angepasst. So hat sich der Iran angepasst. So hat sich Venezuela angepasst. Und so haben sich aufstrebende Mächte wie China auf eine Welt vorbereitet, in der die Vorherrschaft Amerikas nicht mehr als selbstverständlich gilt, sondern angefochten wird.

Hier liegt die größte strategische Ironie unserer Zeit: Die USA versuchten, Ordnung durchzusetzen, beschleunigten aber letztendlich das Chaos. Wir versuchten, Gegner zu isolieren, trieben sie jedoch in die Arme der anderen. Wir versuchten, die Welt zu einem einzigen System zu formen, trugen jedoch dazu bei, ein zweites System außerhalb unserer Kontrolle aufzubauen. Wir glaubten, Sanktionen würden Venezuela brechen. Sie stärkten jedoch dessen Widerstandsfähigkeit. Wir glaubten, die Erweiterung der NATO würde Russland abschrecken. Sie provozierte eine strategische Reaktion. Wir glauben, globaler Druck würde China ruhig halten. Er hat eine industrielle Konsolidierung ausgelöst.

Das ist keine Niederlage, aber es ist ein Niedergang. Ein Niedergang, der nicht an verlorenem Territorium gemessen wird, sondern an verlorener Vorhersehbarkeit. Und sobald die Vorhersehbarkeit schwindet, wird es schwieriger, die Sicherheit zu kalkulieren.

Lassen Sie mich die Frage stellen, was für ein Imperium gefährlicher ist – ein mächtiger Rivale oder ein Rivale, dessen nächsten Schritt man nicht vorhersagen kann? Wenn ein Rivale schwach ist, kann man ihn kontrollieren. Wenn ein Rivale stark ist, verhandelt man mit ihm. Aber wenn ein Rivale unberechenbar ist, zögert man. Dieses Zögern ist heute in Washington sichtbar, wenn es um militärische Entscheidungen, Sanktionen, Diplomatie und rote Linien geht, die sich ständig ändern, ohne dass Klarheit herrscht. Und Zögern ist das erste Anzeichen für strategische Unsicherheit.

Manche nennen dies moralischen Verfall. Ich nicht. Ich nenne es das, was mein Fachgebiet der internationalen Beziehungen seit jeher als „imperiale Überdehnung“ bezeichnet: das Ausdehnen von Verpflichtungen über nachhaltige Grenzen hinaus. Die Überzeugung, dass es dasselbe ist, überall präsent zu sein *und* effektiv zu sein. Die Verwechslung von moralischer Sprache mit strategischer Notwendigkeit.

Imperien, die sich zu sehr ausdehnen, zerfallen nicht schnell. Sie erodieren langsam, verlieren ihren Fokus, bekämpfen kleine Brände und übersehen dabei strukturelle Veränderungen. Sie hören auf, groß angelegte Strategien zu planen, und beginnen, taktisch zu reagieren. Sie beginnen, ihre Narrative zu verteidigen, anstatt sich an die Fakten anzupassen. Und wenn das geschieht, entsteht eine seltsame Art des Niedergangs, ein Niedergang ohne Niederlage, ein Niedergang, der aus Selbstvertrauen entsteht, nicht aus Schwäche.

Genau dort stehen die USA heute. Sie sind immer noch mächtig, immer noch reich, immer noch in der Lage, abzuschrecken, aber ohne die Klarheit, die wahre Macht erfordert. Kein Imperium verliert über Nacht seine Stärke, es verliert zuerst seine Richtung, dann seine Glaubwürdigkeit, dann seine Initiative und schließlich seinen Platz. Nicht weil jemand ihn ihm genommen hat, sondern weil es nicht mehr wusste, wie es ihn verteidigen sollte.

Es gibt einen Satz, den ich oft verwende: Meine Macht ist nicht das, was du besitzt, sondern das, was du behalten kannst, ohne es zu benutzen.

Als russische Schiffe in Venezuela anlegten, hat Washington sie nicht aufgehalten. Nicht, weil wir sie nicht gesehen hätten. Nicht, weil es uns egal gewesen wäre, sondern weil eine Konfrontation unsere Grenzen aufgezeigt hätte, und Grenzen sind das Einzige, was man als globale Hegemonialmacht niemals offenbaren möchte.

Deshalb war dieser Hafenbesuch mehr als nur ein Manöver, er war ein Spiegel. Und in diesem Spiegel sah die amerikanische Macht etwas, das sie in einer Grenze nicht gesehen hatte. Und Grenzen sind der Ort, an dem Strategie in der internationalen Politik wieder beginnt. Macht trägt viele Masken.

Eine der wirksamsten Masken, die die USA je geschaffen haben, war die Erzählung. Als wir im Ausland in Irak, Libyen, Chile, Guatemala, Panama und Afghanistan handelten, sagten wir nie, dass es um Kontrolle ging. Wir sagten, es ginge um Freiheit. Wir nannten es Stabilität. Wir nannten es Fortschritt. Wir nannten es Demokratie. Diese Sprache funktionierte lange Zeit. Sie gab unserer Strategie einen moralischen Schutzschild. Sie ermöglichte es der Macht, sich als Prinzip zu präsentieren.

Aber hier liegt die Gefahr der Erzählung: Sobald die Glaubwürdigkeit verschwindet, schützen dich deine Worte nicht mehr. Sie beginnen, dich zu entlarven. Und genau das begann Anfang der 2000er Jahre langsam mit der amerikanischen Außenpolitik zu geschehen.

Der Irak stellte eine einfache Frage: „Wo sind die Massenvernichtungswaffen?“ Sie wurden nie gefunden.

Libyen stellte eine andere Frage: „Wenn ihr gekommen seid, um uns zu retten, warum befinden wir uns dann nach eurer Intervention in einem Bürgerkrieg?“

Es kam keine Antwort aus Afghanistan. Zwanzig Jahre, Billionen ausgegeben und Hubschrauber, die sich von den Dächern zurückzogen. Genau wie in Vietnam. Genau wie die Geschichte in Lateinamerika gewarnt hatte. Die Menschen erinnerten sich an Guatemala, sie erinnerten sich an Chile. Sie erinnerten sich an Argentinien. Sie erinnerten sich daran, wie die Unterstützung der USA oft nicht als Schutz, sondern als Druck kam. Sie erinnerten sich daran, wie wir Diktatoren unterstützten, solange sie anti-kommunistisch waren, und wie wir Demokratien untergruben, wenn sie unseren Einfluss in Frage stellten.

Das Gedächtnis ist eine der mächtigsten Waffen in der Geopolitik, und das Gedächtnis hatte begonnen, sich gegen die USA zu wenden. Früher oder später begann die Welt eine Frage zu stellen, die Washington nie hören wollte: „Geht es hier wirklich um Demokratie? Oder geht es um Dominanz?“ Denn wenn ein Land Oppositionsbewegungen finanziert, aber Wahlbeeinflussung verurteilt, merken die Menschen das. Wenn ein Land behauptet, die Menschenrechte zu verteidigen, während es auto-

ritäre Regime im Ausland bewaffnet, merken die Menschen das. Wenn ein Land gegen das Völkerrecht verstößt, aber von anderen verlangt, es einzuhalten, merken die Menschen das.

Und wenn sich dieses Muster Jahr für Jahr fortsetzt, verändert sich etwas, keine Revolution, kein Aufstand, sondern etwas Leiseres, etwas Gefährlicheres: Zweifel. Zweifel an Motiven, Zweifel an Regeln, Zweifel an der Führung. Und wenn sich einmal Zweifel verbreitet haben, ist es schwierig, die Glaubwürdigkeit wiederherzustellen.

Das geschah nicht auf einmal. Es geschah langsam. Die Welt hörte auf, auf das zu reagieren, was wir sagten, und begann, auf das zu reagieren, was wir taten. Wir sprachen von einer auf Regeln basierenden Ordnung. Sie sahen Ausnahmen. Wir sprachen von Souveränität. Sie sahen, wie die USA diese verletzten. Wir sprachen von globaler Stabilität. Sie sahen, wie ganze Regionen nach unseren Interventionen zusammenbrachen. Als die USA Wahlbeeinflussung verurteilten, antworteten russische Beamte mit einem Satz: „Schauen Sie sich Chile an, schauen Sie sich Guatemala an.“

Und viele Menschen auf der ganzen Welt waren sich insgeheim einig, dass diese Erzählung an Gewicht verloren hatte. Hier beginnt die strategische Gefahr – wenn Ihre Erzählung nicht mehr überzeugt, verliert Ihre Strategie ihren Schutz. Sie haben vielleicht noch Truppen, Sie haben vielleicht noch Flotten, Sie haben vielleicht noch Stützpunkte, aber Sie haben nicht mehr das wertvollste strategische Kapital von allen: den Glauben, dass Ihre Absichten glaubwürdig sind. Dass Ihre Macht legitim ist, dass Ihre Führung etwas anderem dient als Ihren eigenen Interessen. Führung ohne Glauben ist keine Führung. Es ist Druck, und Druck erzeugt immer das, was er zu bekämpfen vorgibt.

Das hat Russland verstanden. Sie haben nicht versucht, die USA rhetorisch zu besiegen. Das mussten sie auch nicht. Sie haben einfach darauf gewartet, dass wir zu lange, zu laut und zu inkonsistent sprechen. Jede gescheiterte Intervention, jede Verschiebung der roten Linie, jede öffentliche Rechtfertigung, die nicht der Realität entsprach. Diese Momente haben nicht nur die amerikanische Politik geschwächt. Sie haben auch das amerikanische Narrativ beschädigt. Und wenn das Narrativ beschädigt ist, muss die Strategie doppelt so hart arbeiten.

Dann beginnt der Niedergang, nicht militärisch oder narrativ. Wenn Verbündete zögern, wenn Rivalen sondieren, wenn Führer nicht mehr fragen: „Was will Washington?“, sondern vielmehr: „Kann man Washington noch vertrauen?“ Diese Frage markiert den Beginn einer neuen Ära. Nicht weil die Welt uns hasst, nicht weil sich die Welt gegen uns wendet, sondern weil eine auf moralischer Gewissheit basierende Strategie vor allem eines erfordert: Glaubwürdigkeit. Und wenn die Glaubwürdigkeit einmal verloren ist, lenkt die Macht das System nicht mehr, sondern muss ihm hinterherlaufen.

Deshalb hatten einige wenige russische Schiffe, die in venezolanischen Gewässern vor Anker lagen, solche Auswirkungen. Sie haben uns nicht direkt herausgefordert. Sie haben unsere Annahme in Frage gestellt. Sie haben etwas Subtiles, aber Tiefgreifendes offenbart. Die Monroe-Doktrin existierte zwar noch auf dem Papier, aber die Realität hatte sich bereits weiterentwickelt. Und wenn die Realität die Doktrin zum Schweigen bringt, ist die Doktrin keine Strategie mehr, sondern Nostalgie.

Einer der auffälligsten Fehler in Washington ist heute die Annahme, dass sich eine Multipolarität abzeichnet. Sie zeichnet sich nicht ab, sie ist bereits da. Der Wandel erfolgte nicht plötzlich, sondern schrittweise und still durch Dutzende von Entscheidungen Dutzender Staaten, die alle zum gleichen

Ergebnis kamen. Die USA entscheiden nicht mehr über alles, und es ist nicht mehr notwendig, auf ihre Zustimmung zu warten.

Betrachten Sie die Muster: China hat seinen wirtschaftlichen Einfluss nicht durch Ideologie aufgebaut, sondern durch Infrastruktur, Häfen, Eisenbahnen, Glasfasernetzwerke, 5G-Technologie, Bergbauvereinbarungen, Industrieverträge und Kredite, die an langfristige Hebelwirkung und nicht an politische Loyalität gebunden sind.

Russland hat seine Position nicht global, sondern regional in seinem nahen Ausland, im Energiebereich, im Geheimdienstbereich und im Rüstungsbereich zurückgewonnen. Schritt für Schritt. Der Kreml hat die Abschreckung ausgehend von der Geografie selbst wieder aufgebaut.

Indien beschreitet einen Weg der strategischen Autonomie, ohne sich vollständig dem Westen oder dem Osten anzuschließen, und agiert wie eine Macht, die ihre Zukunft nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten wird.

Die Türkei, ein NATO-Mitglied, gestaltet ihre Außenpolitik zunehmend selbst. Sie verhandelt mit Russland, übt Druck auf Europa aus, hält die USA in Schach und agiert dabei vollständig innerhalb des Bündnisses, das gegründet wurde, um Mächte wie Russland in Schach zu halten.

Das sind keine Anomalien, sondern Signale. Signale einer Welt, in der Staaten nicht mehr darauf warten, dass eine einzige Hauptstadt ihre Interessen definiert. Washington redet immer noch so, als ob das internationale System der Zustimmung der USA bedürfe, aber das System hat sich bereits an ein Amerika angepasst, das nicht überall gleichzeitig sein kann. Und in dem Moment, in dem man nicht mehr überall gleichzeitig sein kann, beginnen die Staaten, sich eine andere Frage zu stellen: „Was können wir tun, wenn Washington nicht hinsieht?“ Das ist keine Feindseligkeit. Das ist Realismus. Das ist Autonomie. Das ist die natürliche Reaktion auf überdehnten Einfluss.

Großmächte bitten nicht um Erlaubnis, um ihre Regionen zu sichern. Sie machen ihren Einfluss geltend, wo sie es für nötig halten. Russland hat das auf der Krim und im Donbass gemacht. China macht das mit der Belt and Road Initiative und im Südchinesischen Meer. Indien macht das mit Energiepartnerschaften am Golf.

Saudi-Arabien baut bereits ohne Vermittlung der USA Beziehungen zum Iran auf. Diese Schritte waren in der unipolaren Ära undenkbar. Heute sind sie normal. Das ist keine globale Verschwörung. Es handelt sich um strukturelles Verhalten, und eine Welt regionaler Hegemonien kehrt einfach zu ihrer ursprünglichen Konstellation zurück.

Hier ist die beunruhigende Wahrheit. Genau so haben sich die Vereinigten Staaten mehr als ein Jahrhundert lang verhalten. Wir haben die westliche Hemisphäre gesichert, wir haben Einmischungen von außen abgelehnt, wir haben unsere Nachbarn beeinflusst, wir haben Stützpunkte errichtet, Verträge unterzeichnet, Regierungen umgestaltet und behauptet, dass unsere Präsenz Stabilität gebracht habe. Und jetzt tun andere Staaten dasselbe. Sie kopieren nicht unsere Moral, sie kopieren unsere Strategie. Und in der Geopolitik überdauert Strategie immer die Moral.

Der aufschlussreichste Moment kommt, wenn Staaten nicht mehr fragen, ob Washington ihre Entscheidungen billigen wird, sondern stattdessen fragen, ob Washington für diese Entscheidungen überhaupt relevant ist.

In Lateinamerika und Afrika sagen die Staats- und Regierungschefs offen: „Wir suchen Investitionen, keine Ideologie in den Golfstaaten“. Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate verhandeln nun mit China und kaufen Waffen aus Russland, während sie weiterhin mit den USA zusammenarbeiten. Wenn sie nützlich ist, ist Multipolarität nicht nur real, sondern auch effizient, sie bietet Wahlmöglichkeiten und ermöglicht es Staaten, zu manövrieren, anstatt zu gehorchen.

Der Kern des Realismus besteht darin, dass kein Staat seine Zukunft dauerhaft von einer anderen Macht abhängig machen will. Sie mögen Hilfe annehmen, sie mögen Schutz suchen, aber sie werden unweigerlich versuchen, ihre Autonomie zurückzugewinnen. Das ist keine Bedrohung für Amerika. Es ist eine Erinnerung an Amerika, dass selbst Freunde nicht für immer Anhänger sein wollen.

Wenn wir also russische Schiffe vor Venezuela vor Anker liegen sehen, ist das nicht der Beginn eines neuen Kalten Krieges. Es ist lediglich ein Zeichen dafür, dass amerikanische Annahmen nicht mehr die Grenzen des Möglichen definieren. Die Welt hat sich weiterentwickelt. Und je mehr Washington versucht, sie wieder in ihre alten Bahnen zu lenken, desto mehr antwortet die Welt stillschweigend: „Wir warten nicht mehr.“

Zwei Jahrhunderte lang bestimmte die Monroe-Doktrin die westliche Hemisphäre. Es handelte sich dabei nicht um einen Vertrag, nicht um eine UN-Resolution, sondern um etwas viel Mächtigeres, nämlich eine durch Gewalt untermauerte Überzeugung. Die Botschaft lautete: Diese Hemisphäre gehört den USA. Keine externe Großmacht darf hier einzugreifen. Weder Europa, noch Asien, noch sonst jemand. Und über Generationen hinweg funktionierte diese Botschaft, weil die USA über Generationen hinweg die Macht hatten, sie durchzusetzen.

Aber Doktrinen leben nicht ewig. Sie leben nur so lange, wie die Macht sie schützen kann. Und eines Morgens, ohne Vorwarnung und ohne großes Aufsehen, starb diese Doktrin still und leise. Sie starb nicht in einer Anhörung im Senat, sie starb nicht in einer Rede, sie starb in dem Moment, als russische Kriegsschiffe ruhig in venezolanischen Gewässern vor Anker gingen und Washington sie nicht daran hinderte. Nicht, weil wir sie nicht gesehen hätten. Nicht, weil es uns egal war, sondern weil wir sie nicht aufhalten konnten, ohne eine Eskalation zu riskieren.

In einem Moment, in dem unsere Verpflichtungen über den ganzen Globus verteilt waren, war dieses Zögern aufschlussreicher als jede öffentliche Erklärung es jemals sein könnte. Präsenz ist Macht, Abschreckung ist Überzeugung, und einmal verlorene Überzeugung kehrt nicht so leicht zurück. Die westliche Hemisphäre bot Amerika einst den strategischen Luxus der Nähe und Sicherheit. Jetzt ist diese Sicherheit an Bedingungen geknüpft. Sie muss wieder verdient werden. Sie muss strategisch verteidigt werden und darf nicht nur geografisch als gegeben angesehen werden. Die einfache Tatsache, dass eine andere Großmacht ohne Erlaubnis in der Nähe unserer Küsten operieren kann, verändert alles in der internationalen Politik, denn wenn eine Macht dies einmal tun kann, können andere es wieder tun.

China hat bereits in über zwanzig Häfen in Lateinamerika investiert. Es baut digitale Infrastruktur in Argentinien und Brasilien auf. Chinesische Telekommunikationsunternehmen konkurrieren nun mit amerikanischen Firmen um die technologische Vorherrschaft in unserer eigenen Hemisphäre.

Der Iran schickte Tanklastwagen nach Venezuela, als dort die schlimmste Kraftstoffknappheit herrschte und kein westliches Unternehmen bereit oder rechtlich in der Lage war, zu helfen.

Die Türkei verhandelt Handelsabkommen. Indien erkundet Möglichkeiten für den Abbau seltener Mineralien.

Saudi-Arabien baut diplomatische Kanäle auf, ohne dass Washington mit am Tisch sitzt.

Dies ist keine Invasion, dies ist keine Rebellion. Dies ist das natürliche Ergebnis einer Doktrin, die ihre eigenen Prinzipien nicht mehr durchsetzen konnte. Hier entscheidet nicht mehr die strategische Geografie über die Machtverflechtungen, sondern die Konnektivität.

Ozeane sind keine Barrieren, sondern Autobahnen, Handelswege, Lieferketten, Militärkorridore, und die Karibik, die einst als privates Einflussgebiet der USA galt, ist heute ein offenes Schauplatz für strategische Positionierung. Ein Ort, an dem Nationen die Grenzen der Geduld der USA aus-testen. Ist die Geduld unbegrenzt, machen sie weiter. Ist die Geduld schwach, schreiten sie voran, und ist die Geduld verwirrt, manövriren sie. So sterben Doktrinen – nicht durch Widerstand, sondern durch Anpassung.

Die Monroe-Doktrin wurde nie aufgehoben. Sie wurde informell durch eine neue Realität ersetzt, eine Realität, in der Einfluss verdient und nicht vorausgesetzt werden muss, in der Allianzen attraktiv sein müssen und nicht befohlen werden können, in der die westliche Hemisphäre kein geschützter Raum mehr ist, sondern ein Wettbewerbsraum. Und Wettbewerb ist das Wesen der Multipolarität. Washington spricht immer noch so, als hätte sich nichts geändert. Das hat es aber, und die Karibik ist der Beweis dafür.

Der Tag, an dem russische Schiffe in venezolanische Gewässer einfuhren, war nicht nur ein Manöver der Marine. Es war ein Urteil, ein stilles Urteil über eine Doktrin, die ihre abschreckende Wirkung verloren hatte.

Keine Beerdigung, keine Hymne, keine Zugeständnisse, nur ein Anker, der in die Gewässer einer Hemisphäre geworfen wurde, die nicht mehr darauf wartet, dass Amerika entscheidet, wer in die internationalen Beziehungen eintreten darf.

Großmächte stehen vor zwei grundlegenden Prinzipien: Sie können regionale Dominanz anstreben oder sie können globale Dominanz anstreben. Regionale Dominanz ist nachhaltig, globale Dominanz selten. Die USA haben mehr als 30 Jahre lang den zweiten Weg eingeschlagen. Wir haben versucht, überall präsent zu sein, wir haben versucht, alles zu gestalten. Wir glaubten, dass unsere Macht unangefochten bleiben würde. Nicht weil wir sie durchgesetzt hätten, sondern weil die Geschichte uns auserwählt hätte. Aber die Geschichte wählt nicht aus. Die Geschichte stellt auf die Probe, die Geschichte drängt, die Geschichte konfrontiert die Macht mit der Frage, die sie am meisten fürchtet: „Wie lange kannst du noch nach mehr streben, bevor etwas zerbricht?“

Das Muster ist erkennbar. Wir haben Militärstützpunkte in über siebzig Ländern. Wir unterhalten fast 800 Einrichtungen im Ausland. Unsere Flotten patrouillieren auf allen Ozeanen, unser Geheimdienstnetzwerk erstreckt sich über den gesamten Globus und unsere Verteidigungsausgaben sind höher als die der nächsten zehn Nationen zusammen. Als jedoch russische Schiffe in die Karibik einfuhren, zögerten wir. Wir gaben Erklärungen ab. Wir äußerten unsere Besorgnis, griffen aber nicht ein. Nicht weil es uns egal war, sondern weil wir es nicht tun konnten, ohne eine Eskalation zu riskieren, in einer Zeit, in der unsere Aufmerksamkeit bereits zwischen der Ukraine, dem Nahen Osten und dem Südchinesischen Meer geteilt war. Dieses Zögern offenbart das Kernproblem.

Macht ist nicht dasselbe wie Reichweite. Reichweite ist leicht aufrechtzuerhalten. Reichweite ist die Herausforderung, mit der jedes Imperium irgendwann konfrontiert wird. Und wenn Reichweite nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, gibt es nur zwei Optionen: sich anpassen oder erschöpfen.

Was viele in Washington nicht sehen wollen, ist Folgendes: Es gibt noch einen Weg nach vorne, aber dafür ist etwas erforderlich, was wir seit Jahrzehnten nicht mehr praktiziert haben: strategische Zurückhaltung.

Die USA können noch Jahrzehnte lang die dominierende Macht in der westlichen Hemisphäre bleiben. Wir haben die geografische Lage, wir haben die Industrie, wir haben die Technologie, wir haben die Ressourcen und die demokratische Stabilität, um die uns die meisten Nationen beneiden würden. Aber Dominanz ist keine Strategie, und moralische Rhetorik ist keine Abschreckung, um in einer multipolaren Welt zu überleben. Eine Großmacht muss wissen, wo ihre vitalen Interessen enden und wo ihre Präferenzen beginnen. Ein vitales Interesse ist etwas, für das man kämpfen wird, eine Präferenz ist etwas, das man lieber hätte, aber nicht ohne Risiko durchsetzen kann.

Wenn man diese beiden Dinge verwechselt, zerfallen Imperien. Hier kommt es auf Realismus an. Realismus fragt nicht: „Ist das moralisch richtig?“, sondern: „Ist das strategisch möglich?“ Er fragt nicht: „Wie sollte die Welt sein?“, sondern: „Welche Welt ist tatsächlich nachhaltig?“

Wenn wir uns diese Fragen heute stellen, ergibt sich eine Antwort: Die Ära der globalen Vorherrschaft Amerikas geht zu Ende. Nicht weil wir besiegt wurden, sondern weil wir uns nicht angepasst haben. Anpassung bedeutet, Grenzen anzuerkennen und Regionen Prioritäten zuzuweisen. Es bedeutet, die Illusion aufzugeben, dass globale Führungsstärke uns zu globalem Gehorsam berechtigt.

Die USA können eine ernstzunehmende Großmacht bleiben, wenn sie bereit sind, wieder eine strategische Großmacht zu werden. Lassen Sie mich klarstellen: Das ist keine Kapitulation, das ist kein Niedergang. Das ist Disziplin. Sich wie eine regionale Hegemonialmacht zu verhalten bedeutet anzuerkennen, dass die westliche Hemisphäre gesichert werden kann, aber nur, wenn wir aufhören, gleichzeitig jede andere Region sichern zu wollen. Denn das Einzige, was eine Großmacht nicht verlieren darf, ist ihre Konzentration. Verliert man den Fokus, verliert man die Struktur, verliert man die Struktur, verliert man die Abschreckung, verliert man die Abschreckung, müssen die Rivalen einen nicht besiegen, sie müssen einfach nur warten.

Das ist der Punkt, an dem wir uns jetzt befinden, in einem Moment zwischen zwei Epochen – einem Moment, in dem die Macht Amerikas noch immer beeindruckend ist, aber ungewiss, wohin sie ziehen soll. Wir haben noch immer die Wahl. Wir können uns noch anpassen. Wir können noch eine realistische Strategie aufbauen, die auf langfristiger Sicherheit und klaren Prioritäten basiert. Aber wenn wir uns weigern, wenn wir an der globalen Vorherrschaft als Identität statt als Strategie festhalten, dann wird die Geschichte nicht innehalten, während wir uns entscheiden. Denn Macht fragt nicht, ob man bereit ist. Macht testet einfach, ob man vorbereitet ist. Und wenn wir falsch antworten, wird der nächste Test schwieriger sein.

Imperien zerfallen nicht, wenn sie an Stärke verlieren. Sie zerfallen, wenn sie ihre Strategie verlieren. Die USA sind nach wie vor stark. Sie verfügen weiterhin über Reichtum, Allianzen, Industrie und geografische Vorteile, um die sie die meisten Großmächte beneiden würden. Aber Stärke ohne Richtung garantiert keine Sicherheit. Sie garantiert Verwirrung, und Verwirrung ist das, was Groß-

mächte am meisten fürchten müssen, weil Rivalen sie ausnutzen, Märkte darauf reagieren und die Geschichte nicht darauf wartet, dass sie sich auflöst.

Lassen Sie mich ehrlich sein. Der Niedergang ist nicht unvermeidlich. Wir sind nicht dem Untergang geweiht, wir sind nicht besiegt, aber der Niedergang wird möglich. In dem Moment, in dem die Großmacht sich weigert, ihre Ambitionen an ihre Fähigkeiten anzupassen, kann die globale Vorherrschaft niemals für immer sein. Nicht für Rom, nicht für Großbritannien, nicht für uns. Aber eine regionale Führungsrolle kann verteidigt werden und über Generationen hinweg Bestand haben, um diesen Weg weiter zu gehen.

Wir brauchen Disziplin, wir brauchen Klarheit, wir brauchen strategische Bescheidenheit, keine moralische Kapitulation, sondern geopolitisches Verständnis. Wir müssen lebenswichtige Interessen von bloßen Präferenzen trennen. Wir müssen akzeptieren, dass die westliche Hemisphäre der Ort ist, an dem die Sicherheit Amerikas beginnt und wo sie mit Fokus und Stärke aufrechterhalten werden muss. Führung bedeutet nicht, überall präsent zu sein. Führung bedeutet, zu wissen, wo man stehen muss, wenn der Druck kommt.

Es ist noch Zeit, unsere Prioritäten neu zu ordnen. Zeit, die Glaubwürdigkeit wiederherzustellen, die echte Führung erfordert. Zeit, eine Allianz aufzubauen, die auf gegenseitigem Nutzen basiert, nicht auf Gehorsam, aber die Zeit ist nicht unbegrenzt. Jedes Jahr des Zögerns stärkt das Netzwerk von Staaten, die außerhalb unserer Ordnung agieren. Jedes Jahr ohne Strategie schwächt den Glauben daran, dass Amerika noch weiß, wie man führt.

Wir müssen nicht die Welt beherrschen. Wir müssen der Welt zeigen, dass Zurückhaltung keine Schwäche ist, dass Präzision kein Zögern ist und dass Größe keine ständige Bewegung erfordert. Manchmal erfordert es den Mut, still zu stehen und nachzudenken. Die Frage ist nicht, ob die USA als Großmacht überleben werden – das werden sie. Die Frage ist, ob sie als strategische Macht oder als erschöpfte Macht überleben werden. Ob sie eine regionale Hegemonialmacht bleiben werden, die in der Lage ist, Bedrohungen abzuwehren, oder ein ermüdetes Imperium, das Schatten über ferne Kontinente jagt.

Amerika kann den Unterschied zwischen diesen Zukunftsszenarien nicht neu gestalten. Diese Zukunft wird nicht durch Reden oder Doktrinen entschieden, sondern durch Strategie. Und Strategie beginnt mit Ehrlichkeit. Ehrlichkeit in Bezug auf Grenzen, Ehrlichkeit in Bezug auf Rivalen, Ehrlichkeit in Bezug auf die Geschichte und Ehrlichkeit in Bezug auf uns selbst.

Die Karibik hat unsere Zukunft nicht vorhergesagt, sie hat sie offenbart. Und wenn wir bereit sind, zuzuhören, wirklich zuzuhören, dann könnten Venezuela, diese russischen Schiffe und dieser stille Anker noch einen Zweck erfüllen, nicht als Bedrohung, nicht als Warnung, sondern als Erinnerung: Dass Macht kein Geburtsrecht ist. Sie ist eine Verantwortung. Und Verantwortung ist das Einzige, was Imperien niemals verlieren können, es sei denn, sie entscheiden sich dafür.